

# Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Für unbenutzt eingelegte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Schul-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

## Stichwahlpolitik.

Seit mehreren Jahren erleben wir bei jeder Reichstagswahl zwischen Kandidaten der Reaktion und der Sozialdemokratie dasselbe Schauspiel. Die rechtsstehenden Parteien verlangen von den freitlich gestimmten Wählern die Wahlhilfe für den Reaktionskandidaten als Erfüllung einer nationalen Pflicht und werfen denen, die sich ihrer Forderung nicht fügen, „Beiförderung aller staatsverhätenden Gewichte in unserer Partei- und Volksleben“ vor. (Die letztere, besonders knagvolle, aber im übrigen durchaus typische Wendung ist den Betrachtungen der „Deutschen Tageszeitung“ über den Wahlausfall in Lodermande-Liedom-Bollin entnommen.) Andererseits zeigt sich selbst innerhalb des entschiedenen Liberalismus in immerhin ein gewisses Entgegenkommen gegen jene Ansprüche, sofern, als man es bei solchen Gelegenheiten mißbilligt vermeidet, offene Stellung gegen die Reaktion zu nehmen, Scheitern unter dem Einflusse der Vorstellung, durch ein Eintreten für den Sozialdemokraten mit einer guten Tradition der bürgerlichen Tugenden zu brechen. Mit Rücksicht auf die wachsende Bedeutung der Stichwahlen, von deren Ausfall in immer zunehmendem Maße die Zusammenfassung des Reichstages abhängt, scheint es geboten, einmal im Zusammenhange nachzuweisen, daß das gefürchtete Gebaren der reaktionären Parteien ebenso unehrlich ist, wie die Zaghaftigkeit fortschrittlicher Parteifreie in der eigenen Parteitradition nicht die geringste Entschädigung findet.

Man sollte doch meinen, daß die Konserverativen in der Lage wären, ihren Anspruch auf Stichwahlhilfe zum wenigsten damit zu begründen, daß sie ihrerseits überall und jederzeit den Liberalismus in seinen Stichwahlen gegen die Sozialdemokratie unterstützt haben. Natürlich wäre diese Begründung auch nicht durchschlagend; denn daß die Konserverativen dem liberalen Kandidaten den Vorzug vor dem Sozialdemokraten geben, würde nach der Struktur der Parteien ohne weiteres der Theorie vom kleineren Übel entsprechen, während von liberalen Standpunkte die Wahl des reaktionären Parteigängers gegenüber der des Sozialdemokraten keineswegs das kleinere Übel ist. Aber selbst jene unzureichende Begründung vermögen die Konserverativen ihrem Anspruch nicht zu geben; im Gegenteil hat die konserverative Partei bei zahlreichen Wahlen dem sozialdemokratischen Bewerber zum Siege über einen liberalen Gegenkandidaten verholfen und damit sogar wiederholt der „revolutionären Sozialdemokratie“ Bezüge in die Hände gespielt, die bis dahin stets bürgerlich vertreten waren. Es sei hier nur erinnert an die Berliner Wahlen von 1893, bei denen die reaktionäre Partei mit einem Schlage drei bürgerliche Bezirke — Berlin II, III und V — der Sozialdemokratie auslieferte. Darunter befand sich der alte Kirchliche Wahlkreis, in dem Birchow damals bei der Hauptwahl 14 544 Stimmen erhielt gegen 13 218 konserverative (Adolf Wagner), 3056 nationalliberale, 556 Zentrum-, und 26 667 sozialdemokratische Stimmen; in der Stichwahl verdrängte der Sozialdemokrat mit 29 359 Stimmen Rudolf Birchow, auf den nur 18 847 — darunter offenbar doch nur ein verschwindender Teil von den bei der Hauptwahl für Wagner abgegebenen — Stimmen fielen. Und das war im Jahre 1893 nach dem überraschenden Erfolge der Sozialdemokratie bei den Hauptwahlen!

Aber Derartige ereignete sich nicht etwa nur bei diesen Wahlen oder nur in Berlin, es geschah ebenso in Breslau

schon 1881 und 1884, es geschah in anderen Jahren in Magdeburg und in Stettin, und wer weiteres Material in dieser Richtung sucht, der wird in der Wahlstatistik noch sehr Vieles finden. Es wird aber kaum nötig sein; denn die reaktionären Parteien werden nicht den Mut haben, zu bestreiten, daß sie oft in solchen Fällen keine Parole zugunsten des bürgerlich-liberalen Kandidaten ausgegeben, in anderen (wie zuletzt noch vor einigen Wochen in Landeshut-Jauer-Vollensham) dessen Wahl in Aufrufen empfohlen haben, zwischen deren Zeilen der parteitreue Wähler die entgegengeleitete Absicht der Parteileitung herauslesen mußte. Und daß im übrigen kein anderer als Fürst Bis marck lange Zeit hindurch in den Kämpfen zwischen dem entschiedenen Liberalismus und der Sozialdemokratie letzterer gegenüber eine sehr wohlwollende Neutralität äbte, ist eine historische Tatsache, die unsere Geschichtsliteratur aus der Welt schafft.

Nun soll nicht etwa aus alledem ein Vorwurf gemacht werden. Wahrscheinlich haben die reaktionären Parteien und hat der größte aus ihnen hervorgegangene Staatsmann so verhandelt in der Erwägung, daß ein Erfolg des extremen Radikalismus im Volke eine starke Gegenwirkung zu ihnen Gunsten hervorruft, während der entschiedene Liberalismus ihnen als der gefährlichste Konkurrent im Kampfe um die politische Macht erschienen ist. Jede Partei hat das Recht, ihre Taktik so zu gestalten, wie es ihr richtig dünkt. Was aber den schärfsten Widerspruch herausfordert, das ist die feste Heuchelei, mit der jene Parteien daselbst, was sie zu laudablen Mäßen offen oder verschleiert getan haben, dem entschiedenen Liberalismus als „nationalen Verrat“ vorwerfen, und der Liberalismus als alle Ursache, diese Annahme mit größter Entschiedenheit zurückzuweisen, statt ihr auch nur in geringem nachzugeben.

Früher ist das auch gesehen, und selbst derjenige freisinnige Politiker, auf den man sich heute bei der Verhorensierung jedes tatsächlichen Zusammengehens mit der Sozialdemokratie mit Vorliebe beruft, auch Eugen Richter hat diese Zurückweisung gegebenenfalls beglittigt und zu praktischen Konsequenzen geführt. Als es bei den Reichstagsneuwahlen im Jahre 1890 darauf ankam, die Kartellparität zu sprengen, erklärte der damalige freisinnige Abgeordnete Dr. Theodor von Barth zwischen den Haupt- und Stichwahlen, die äußerste Schwächung der Kartellparteien sei die erste Vorbereitung für eine wirksame Bekämpfung der Wurzeln, aus denen die Sozialdemokratie ihre Hauptkraft gezogen hätte; die Kartellparteien in den Stichwahlen stärken, um der Sozialdemokratie zu begegnen, heiße deshalb nichts anderes, als die Wirkung bekämpfen, indem man die Ursache konserviere. Eugen Richter drückte in seiner „Freisinnigen Zeitung“ diese Auffassung in Speerschrift unter der Rubrik „Zu den Stichwahlen“ an erster Stelle ab. Des weiteren aber führte er durch verschiedene Nummern dieser Zeitung eine scharfe Polemik gegen einige Räder Parteigenossen, die, um in Kiel die Stichwahlhilfe der Nationalliberalen für Hanel zu erlangen, für die Stichwahl in dem Nachbarkreise Elmshorn-Pinneberg den freisinnigen Wählern empfahlen, den dortigen nationalliberalen Kartellkandidaten gegen den Sozialdemokraten Moltenbühr zu wählen. Hierbei zitierte er einen Artikel der „Elmshorner Zeitung“, in dem es hieß:

„Die freisinnige Stimme für Moltenbühr begründet weder die Zugehörigkeit zur sozialistischen Partei, noch bedeutet sie die Billigung sozialistischer Bestrebungen; sie bedeutet einen scharfen Protest

gegen das herrschende Regierungssystem, namentlich gegen die Lebensmittelverteuerung und das Sozialfingelei. Die Stimme für den Kartellkandidaten dagegen wird als eine Anerkennung jenes seit Jahren von den freisinnigen bekämpften Regierungssystems mitgegeben und von der bedienten Kartellpresse in der bekannnten volksfeindlichen Weise ausgebeutet. Hiernach dürfte in unserem Wahlkreise keinem freisinnigen, der als Politiker ernsthaft genommen sein will, die Wahl schwer fallen, es sei denn, daß er sich der Stimmabgabe gänzlich enthalte. Das ist aber auch das wenigste, was von ihm erwartet werden kann.“

Das Ergebnis war, daß Moltenbühr gewählt wurde. Damals galt der Kampf dem konservativ-nationalliberalen Kartell; heute gilt er dem blauen Kartell, das an Volksfeindlichkeit das vergangene weit hinter sich zurückläßt. Die von Theodor Barth im Jahre 1890 gekennzeichnete Wechselwirkung zwischen reaktionärer Politik und sozialdemokratischen Erfolgen ist vielleicht niemals so deutlich geworden, als in den letzten Monaten, in denen das Volk durch eine Kette sozialdemokratischer Nachwahlen über die Ausschreitungen der Reaktion quitierte. Die neuen allgemeinen Wahlen, in denen die Vernichtung des schwarzblauen Kartells das Ziel aller freitlich gestimmten Bürger sein muß, werden im nächsten Jahre stattfinden. Soll dieses Ziel erreicht werden, so muß rechtzeitig die Wählererschaft dazu geleitet werden, sich stark zu machen gegen unehrliche Phrasen der Reaktion und ungeheure Legendenbildung, und zu erkennen, daß die Stichwahltaktik weder von Gefühlsmomenten noch von kleinlichen Mandatsrückzichten beeinflusst werden darf, sondern lediglich von der Einsicht der politischen Notwendigkeiten.

## Ein russisch-japanisches Bündnis?

(Telegramm unseres Korrespondenten)

London, 24. Juni.

Der bekannte, meist gut informierte Korrespondent des „Daily Telegraph“ in Petersburg, Dillon veröffentlicht in der nächsten Nummer der „Contemporary Review“ einen Artikel über die auswärtige Politik Russlands, in dem er meldet, daß ein neuer Vertrag zwischen Rußland und Japan zur Unterzeichnung reif sei. Dillon ist der Ansicht, daß binnen kurzem eine vollständige Annäherung und enge Allianz zwischen den beiden Mächten abgeschlossen werden wird, die den ständigen Anwachsen der Beziehungen zwischen Amerika und China entgegenarbeiten soll.

## Der Streit der Radikalen mit der Rechten.

(Telegramm unseres Korrespondenten)

Paris, 24. Juni.

In dem Karm der gestrigen Kammerführung ging außer dem Mandat des Dr. Dompreux noch etwas anderes verloren: die Verjährung zwischen den Radikalen und dem Zentrum, die sich seit einiger Zeit anzuheben schien. An der Person Dompreux lag der Gemäßigten wenig. Nachdem der Brief verlesen war, in dem er alle Angaben über die von ihm vorgebrachten Beschuldigungen gegen Edgar Combes ablehnt, zielen sich sogar keine Parteigenossen gegen den Frankfurter Herrn vorständig zurück, wohl aber wirkte der Eingriff des Justizministers Barthou auf viele Deputierte verhängnisvoll. Sie sahen in der Verlesung eines Dokumentes aus einer amtlichen Untersuchung eine ungeschickliche Verleumdung der Kammer. Dieser Einbruch wurde noch verstärkt, weil man glaubte, daß die ganze Szene von der Regierung vorbereitet worden sei. Deshalb wurde die Neuerung Barthous, er habe zufällig ein Dokument bei sich, das für die Angelegenheit von Bedeutung sei, mit

## Amerika in Berlin.

Von [Nachdruck verboten.] M. Baumfeld (New-York).

Berlin ist die amerikanischste Stadt in Europa. Das wird seit Jahren von den Amerikanern mit derselben unerschütterlichen Sicherheit behauptet, mit der sie etwa dafür einstehen, daß New-York die großartigste und imposanteste Stadt der Welt ist. Sie haben ein aus Genugtuung und beinahe kindlicher Freude gemischtes Gefühl, wenn sie etwas mit einer knappen Formel abtun können. Ist man wißbegierig genug, um die sachliche Begründung für eine solche Formel einzufordern, so läßt man leicht auf jenen Unwillen, den überlegene Menschen solchen von schwereren Begriffen gegenüber an den Tag legen. Womit aber durchaus nicht die Ueberlegenheit dieser sprachbereiten Amerikaner als einwandfrei anerkannt werden soll. Berlin ist die amerikanischste Stadt in Europa kann man aber auch mehr als einmal drüben voll Stolz von nachdenkenden Berlinern selbst berichten hören, die den neuerdings so beliebt gewordenen „Studien“ zu Liebe sich für einige Zeit im Lande aufhalten, in dem erst vier Mark zwanzig einen lumpigen Dollar bedeuten. Hinter dieser Doppelbeziehung muß also wohl mehr als oberflächliche Beobachtung stehen. Wer so Jahr um Jahr zwischen Berlin und den größeren amerikanischen Städten herumpendelt, findet das Gemeinliche zwischen ihnen deutlich heraus. Weidert sich Städteentwidelungen, die nur strichweise noch Altüberkommenes zu nivellieren haben. Weidert sich der Typus der auf bestimmte Ziele hin konstruierten Stadt. In Amerika mehr durch den Zufall, in Berlin mehr durch ernstlichen Versuch beeinflusst, neben praktischen auch künstlerische Ideen zum Ausdruck zu bringen. Was nicht immer gelingen mag, den beschiedeneren Amerikanern aber als etwas sehr Eigenartiges imponiert. Für sie bedeutet, von allem anderen abgesehen, Berlin eine schöne Stadt. Schon schon deshalb, weil sie rein und wohlgepflegt ist, weil die ästhetischen Bedürfnisse der Amerikaner rascher durch eine sinnreiche Wasserführung als durch eine gelungene Fassade befriedigt werden können. Weiter erzeugt Berlin eine schöne Summe verschiedensten Armes, Lärm aber bedeutet Leben und Fortschritt. Lärm

ist die Musik, die jeder Amerikaner ohne Kommentar versteht. Endlich hat Berlin ein paar Straßen, die kilometerweit laufen. Also mit dem Broadway irgendeiner beliebigen amerikanischen Stadt verglichen werden können. Strassen überdies, die der Fremde am häufigsten betritt, aus deren Leben und Treiben er so ziemlich die Summe seiner Urteilskraft herinnert. Kilometerlange Straßen, in denen es sogar zu später Nachtstunde dröhnt und poltert, ädzt und quieft. Selbst das allmächtige New-York schläft eine Stunde nach Mitternacht langsam ein. Mit ganz wenigen Ausnahmen verlegt sogar der Trinkbetrieb um diese Stunde. Von den Unterhaltungsmöglichkeiten gar nicht zu reden. Aber in Berlin! Simply great, awfull nice, realy stupendous lautet der Lobpspruch der Amerikaner. Da für ihn in letzter Linie selbst das Vergnügen eine Art Arbeit bedeutet, erscheint ihm die Möglichkeit, ohne jede Abgrenzung die Nacht zum Tage machen zu können, als etwas wahrhaft Unzonierendes.

Weiterhin gibt es auch heute noch im Innern von Amerika ungezählte Amerikaner, für die deutsch gleichbedeutend mit Bier und Sauerkraut, mit Skat und Gemütlichkeit ist. Die sich also unter der Hauptstadt der Deutschen so etwas wie ein großes Kirmesdorf vorstellen, das vielleicht ganz kapazitätsreicher aber recht hinterwäldlerisch ist. Diese braven Sachverständigen betreten Berlin in der Regel, nachdem sie Paris gründlich „gemacht“ haben. Also mit der doppelten Ueberzeugung, ihre großstädtischen Kenntnisse überhaupt nicht mehr bereichern zu können. Nach vierundzwanzig Stunden laufen sie ganz verblüfft in dieser Stadt herum. Der Effekt der Ueberzeugung ist nun einmal der stärkste. Sie können sich so lange nicht erholen, bis sie mit einem Seufzer der Gleichung endlich das erlösende Wort finden: Darned, dieses Berlin ist wirklich ganz amerikanisch! Plus seiner mitärischen Herrlichkeit, an der kein Yankee gleichgültig vorbeigehen kann. Und vor allem plus dem Kaiser, der ja doch der- oder dasjenige ist, was sie den Berlinern am allerwenigsten gönnen. Sieht man von Leddy, dem Landesidol, ob, so gibt es zweifellos keinen Menschen auf der Erde, der die Phantasie der Amerikaner so stark beschäftigt wie der Kaiser in Berlin. Sie können niemals genug von ihm zu hören bekommen. Und immer wieder empfinden sie es als eine unerbittliche Fahrlässigkeit des Schicksals, daß gerade diese Persönlichkeit im „alten Lande“

geboren werden mußte. Der Kaiser ist und bleibt für sie der deutliche Beweis dafür, daß streng genommen ganz Berlin nach Amerika hinüber gehört. Schon um feinstenwillen laden sie ihre Dollars immer lieber an der Spree ab. Vielleicht auch sie ihre, weil sie sich hier so schön sicher auf das Vierfache vermehren. So daß Berlin noch immer in dem Ruise steht, eine billige Stadt zu sein. Was es längst nicht mehr ist. Dank der Herren Ansprüche und Neuerungen hineingetragen haben, welche auch für andere Nationen zu verlockend erschienen, am schließlich nicht bezahlt zu werden. Auf gut amerikanisch Notabene. Denn das haben alle jene Fremdenindustrien in Berlin, die bereit waren, die amerikanische Forderungen zu erfüllen, rasch gelernt, die Dollartaxie von da drüben sein läuterlich in Mark umzumultiplizieren. Und der Berliner war flug und rasch genug, um dem amerikanischen Kunden zu geben, monach sein Netz nur begehren mochte. Kurzweil, afternoon thea, die Bar, Verkaufsläden, in denen teuer die billige Garantie für gut ist. Tagvergütungen und Nachtvergütungen ohne Pause. Das heißt rechte continous performance eines Lebens, das bezahlt werden muß in jeder möglicher Form. Das große Geheimnis des deutschen Erfolges auf konmerzziellen Gebieten verlegt liegt auch in der Fremdenindustrie nicht. Der Kunde soll weniger ertragen als bedient werden. Weniger belacht, als ein weltentliche Zeile seines Kreditbrieves erleichtert. So ist man bestrebt, ihm noch mehr zu bieten, als er von der Heimat her als „primissima“ gewohnt ist. Die neuesten Berliner Hotels schlagen vielleicht die beste amerikanische Marke. Sonstigen Inhalte nach vielfach beste amerikanische Marke. Die Bar vollends, die hier eine pompöse Ausgestaltung schon dem Räume nach erhalten hat, geht auch in ihren Trinkmöglichkeiten über das amerikanische Original weit hinaus. Niemand habe ich da drüben eine solche Summe von tabakistischen Mysterium fortentwickelt, aus dem schließlich doch irgend eine Lebensform herausgedrückt werden wird. Noch irgend eine Lebensform herausgedrückt werden wird. Noch irgend eine Lebensform herausgedrückt werden wird. Schon einen Hofn auf die allmächtige Geburtsstätte der american drinks bedeutet. Wenn die Yankees in der Heimat